

Dante et Goethe. Dialogues par Daniel Stern.

Paris. Librairie Académique. Didier & Co. 1866.

I.

Dante und Goethe, zwei ansprechende Namen, wohl dazu geeignet, sinnige deutsche Köpfe zum Nachdenken anzuregen. Möge man sich nicht beikommen lassen, daß man es hier mit einer Doppelbiographie zu thun habe, die an die Parallelen Plutarch's oder an die etwas schülerhafte Vergleichung erinnern könnte, welche einst Hr. v. Schlegel zwischen Cäsar und Alexander anzustellen unternahm. Auf einen anderen Abweg würde die Vermuthung führen, daß der längst rühmlichst bekannte Verfasser, von den bedeutenden Ereignissen, die sich im Laufe des vergangenen Jahres zugetragen haben, und denen Italien theilweise als Schauplatz diente, zum Voraus in Kenntniß gesetzt und deren Ausgang ahnend, das größere Publikum auf dieselben habe vorbereitet wollen. Nein, das äußerst interessante Buch, das vor uns liegt, ist kein oberflächliches Gelegenheitsproduct. Es mag immerhin sein, daß der gefühlvolle und feine Geist, der es schuf, die geheimen Sympathieen erricht, welche die so lang miteinander verfeindeten Nationen zu einander zog und durch das Interesse einer höheren Idee vereinte. Sagt uns doch Daniel Stern selbst an einer wichtigen Stelle, daß, seitdem die deutsche Heere den italienischen Boden zu verlassen anfangen, der deutsche Genius auf demselben die schönsten Triumphe feiert: solch glänzende Aufnahme findet in Schulen und Unversitäten, ja in Theatern und Salons des wiedererwachenden befreiten Volkes deutsche Litteratur, Philosophie und Wissenschaft! Auch der Umstand, daß Dante den Ausgangspunkt unserer ganzen modernen Poesie und Goethe's Wirken so zu sagen deren umfassenden Schlußact bildet, daß Dante uns das Treiben, Glauben und Denken des Mittelalters in nuce oder besser in einem lebendigen Bilde darstellt, während Goethe's Schriften den vollsten, tiefsten Ausdruck der geistigen Bewegung der Neuzeit wiedergeben, kann Daniel Stern nimmermehr auf die Idee gebracht haben, die beiden großen Dichtergenie aneinanderzurücken, um sie einer kritischen Beleuchtung weiltätig zu unterziehen. Daß beide Poeten auf der Höhe ihres Jahrhunderts standen, es begriffen und über dasselbe eine moralische Herrschaft ausübten, das ist freilich dem Verfasser am wenigsten entgangen. Man lese nur die schönen Seiten, in denen das bewegte Leben von Florenz, das bunte Gewirr der Stände, Parteien und Leidenschaften geschildert wird und gehe dann zu dem Gemälde unseres göstlichen Frankfurt über, das noch jüngst der politische Mittelpunkt des zerstückelten deutschen Vaterlandes war! Man zeichne dann in die zwei großartigen Rahmungen die Porträts der beiden größeren Männer hinein, und man wird gestehen müssen, daß der Verf. seines Gegenstandes vollkommen inne und Meister war, daß er Ton und Farbe richtig zu wählen, Licht und Schatten nach Verhältnis über denselben zu verbreiten verstand, und daß er sich eine wahre Künstlerthat zu vollbringen bewußt war.

Aber auch einen philosophischen Gedanken hatte er im Auge; er hatte sofort zwischen den beiden großen Dichtergeistern eine tiefe innere Wahlverwandtschaft entdeckt. In dem letzten und höchsten Ziele, das sie beide angestrebt haben, können sie nur unter sich, aber mit keinem anderen Dichter des Alterthums oder der christlichen Zeiten in ihrem Wesen verglichen werden. Sie sind die einzigen, die es gewagt haben, nicht nur Ereignisse und Gefühle, nicht diesen oder jenen Zustand, diese oder jene große Persönlichkeit poetisch zu verherrlichen, sondern das höchste Problem des Menschengenies, sein eigenes Schicksal, sein Verhältnis zu Gott und Ewigkeit, in seiner ganzen Weite und Tiefe zu erfassen und plastisch darzustellen. Auf den ersten Blick scheint es der Philosophie allein vorbehalten zu sein, die Bestimmung der Menschheit zu ergründen, den Menschen als solchen zu erkennen. Wir haben hier nicht zu entscheiden, ob es ihr seit Socrates' Tagen gelungen, ihre zahlreichen Adepten, die sie auf den schwindligen Wolkenpfaden der Abstraction dahinführt, völlig zu befreien. Wir wissen nur, daß die Religion einen sicherern und be-

quemern Weg geht, indem sie autokratisch verfährt und sich darauf beschränkt, Orakel auszutheilen, die sie nicht zu erklären braucht, weil auch ohne Erklärung der Glaubige sich gern an ihnen erbaut. Ihrerseits haben die Poeten sich mit dem Räthsel des Lebens, mit dem qualvoll uralten Räthsel getragen; sie haben Himmel und Erde in ihre Zweifel und Seelenängste eingeweiht.

Sagt mir, was bedeutet der Mensch,

Woher ist er kommen? Wo geht er hin?

Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

So heine! Und im Concert der allgemeinen Unruhe und Unwissenheit schlägt Platen denselben Ton an:

Wer ich sei, wer löst mir je die Frage?

Was ich kann, wer gönnt mir den Versuch?

Was ich soll, vermag ich's ohne Klage?

So viel Arbeit um ein Leichentuch!

Dante und Goethe allein haben geantwortet, nicht mit Formeln, sondern mit Formen; nicht mit Phrasen, sondern mit lebendigen Gestalten.

II.

Zunächst freilich muß uns die Einzelstellung dieser zwei großen Männer bestreulich erscheinen! Woher kommt es in der That, daß sie allein die große Frage zu lösen versucht, daß sie allein sich jenes höchste Ziel zum Vorwurf genommen? Daß sie namentlich im klassischen Alterthum kein Vorbild zur Nachahmung, ja nicht einmal eine Anregung zum Wettkampf fanden? Bei näherer Betrachtung des Gegenstandes zeigt es sich, daß letzterer zu demjenigen gehört, welche die sentimentale Dichtung von der naiven scheidet. Die Alten, d. h. die jugendlichen Geschlechter der Menschheit, haften überall an der sinnlichen, greifbaren Realität der Dinge; ihre Dichtung war nur erhöhte, idealisirte Wirklichkeit; ihre beste Thätigkeit, ihr tiefstes Denken war wesentlich dem Diesseits gewidmet. Ihre Seelen, sagt mit einem sonderbaren Ausdruck M. de Staël, waren körperlicher als die unstrigen, sie klammerten sich mit leidenschaftlicher Lust ans volle Leben, unbekümmert um die graue Nebelhülle, die sich um dessen enge Grenzen zieht und uns Vergangenheit und Zukunft zugleich verbirgt. Den Augenblick zu verewigen, war das Bestreben der antiken Kunst, nicht aber, ein dämmerndes Ideal zu verwirklichen; den Augenblick zu genießen, war der Trieb jener gesunden Naturen, nicht aber, schon mitten in dieser irdischen Existenz sich eine ewige zu erobern, sich eine materielle, persönliche Fortdauer anzuknüpfen zu sichern. Man öffne Homer, man durchblättere die Ilias, die ein heroisches Zeitalter mit unvergänglichem Jügen malt. Welche Fülle von Kraft entfalten nicht diese gewaltigen Menschen, die nur für Ruhm und Sieg und Kampfesfreude zu athmen scheinen. Wer fragt danach, ob auch der Becher überschäumt. Ruhiger schon und sanfter fließen in der Odyssee „des Gesanges Wellen“. Ein gemüthlicher, schon halb moderner Zug schlingt sich durch das ganze wunderbare Gedicht. Es sind nicht die hundert Gefahren, die der Dulder Ulysses auf unwirthlichen Ufern bei Lästrygonen und Cyclopen drohen, nicht die Abenteuer, die seiner bei Sirenen und lockenden Nymphen harren, welche unser Herz gesangen nehmen — nein, was uns fesselt an den kühnen Schiffer, an „den theuren Mann“, das ist sein namenloser Jammer nach dem dear home, dem armen felsigen Ithaca, das ist seine uwerpflegte Sehnsucht nach dem treuen Weibe, seinem Jugendgemal, nach seinem kleinen Knaben, dem Telemach, die der zum trojanischen Kriege ausziehende Held unter zahllosen Weidern und Feinden zurücklassen mußte. Das süße Weh um Haus und Hof und Heimat findet in unserer Seele ein sympathisches Echo; aus dem tobenden Kampfgewühl und dem lärmenden Markt kehren wir gern ein in die engen Wände des häuslichen Glückes, das uns allen nahe geht, an dem wir Alle, auch die Geringsten, ein heiliges Anrecht haben. Das hellenische Gemüth läßt uns hier zum ersten Mal in seine tieferen Falten blicken. Zum ersten Mal auch gewahren wir eine fast wehmüthige Erinnerung an die Bielen (οι πάλαιοι) die nicht mehr sind, ein Bestreben, an jene ferne Welt der Schatten anzuknüpfen, an das Haus des Dis, aus dem nur wenige bevorzugte Helden lebendig zurückgekommen und unerfreulich

Kunde gebracht hatten. Die Thür, die aus unserem glücklichen Leben voll Aether und Sonne herabführt in das unterirdische Reich, ist nur halb geöffnet, — wir gewahren nur graue Horizonte und blasser Farbentöne, denen ähnlich, welche im alten hebräischen scheinbar geherrscht zu haben scheinen. In dieser Todtenwelt werden schon Verbrecher gezüchtigt, wie Tityos, Tantalos und Sisyphos; aber sie umschließt auch das gepriesene Elysium der Helden aus der Fabelwelt, ein Elysium, an dem sie sich wenig erbauten. Hercules gedenkt daselbst noch laut aufschmerzend der mühseligen Arbeiten, die ihm einst Eurystheus, der schlechtere Mann, auferlegt; Ajax hegt fort und fort düsteren Groll gegen Ulyss, der ihn der Waffen des Achilles beraubte, und Achilles selber erklärt, daß er lieber bei einem armen Landmann um Lohn dienen möchte, als König sein im Reiche der Abgeschiedenen! Es ist ein trauriges Paradies, dieses elysische der Allien, in dem ihre größten Männer ein eitles Scheinleben führen, ihre irdischen Thätigkeiten und Beschäftigungen wie im Traume weiter übend. Diese ganze platonische Welt ist nur ein ärmlicher Annex an die große weite Welt der Wirklichkeit, die der Ocean mit seinem grünen Bunde umsäumt, die von der Luft mit ätherischer Nahrung getränkt und vom Firmament mit Licht und Wärme durchflammt wird. Noch Sappho meinte, der Tod sei ihr verhasst; wenn die Götter den Tod liebten, wären sie längst gestorben! Freilich sehen wir wenige Geschlechter nach ihr, zur Zeit des Onomacritos geistigere, minder epikuresche Anschauungen unter den Griechen aufstauen und sich verbreiten. Eben die Aegyptier hatten eine umständlichere Lehre vom Schicksal der schwarzen Seelen am Orte der Strafe und der rein Besudenen in den Gestirnen des Sonnengottes, des Ra. Doch bis zu einer wirklichen Scheidung des Körpers und der Seele scheinen sie nicht vorgebrungen zu sein; wie erklärte sich sonst die sorgfältige Einbalsamirung der Leichname bei ihnen? Kühner schon verfuhr der apokryphische Musäus, dessen Werke zur Zeit der Pishirattiden Geltung erhielten. Hier ist jene Scheidung als eine vollendete angenommen. In seinen Gesängen lehrte er, wie die Seelen der Frommen in ewigen Gelagen sich freuen, während die der Uebriegen in Schmuz und Koth sich. In den Eleusinischen Mysterien wurden diese Ansichten zu vollkommenen Glaubensartikeln. Sokrates jagt von den Eingeweihten, daß sie für das Ende des Lebens bessere Hoffnungen hätten, als die Nichteingeweihten. Sophocles nahm es nicht bloß ernst mit der religiösen Feier dieses Festes; auch in seinen Tragödien, in seinem Oedipus Coloneus, in seiner Antigone weiß er bekräftigend auf ein Jenseits hin. Jenen im Hades will ich gefallen; mit ihnen hab' ich länger zu leben, als mit den Menschen hier auf der Erde, ruft Jämen's hochstimmige Braut. Sokrates spricht im Phädon die Hoffnung aus, bald mit Homer, Hesiod und anderen großen Männern der Vorzeit zusammenzutreffen. Dagegen verhält sich Euripides wieder freispäher zu der volkstümlichen Unsterblichkeitslehre:

Wer sagt mir, ob das Leben nicht ein Todsein ist,
Das Todsein Leben!

Und so scheint es im Alterthum überhaupt nie zu einer festen Doctrin über diesen Gegenstand gekommen zu sein, wiewohl je mehr das Heidenthum zu sinken beginnt, das Interesse an der Existenz eines künftigen Lebens offenbar zunimmt. Virgil im sechsten Gesang seiner Aeneide (v. 735—755) hat eine Darstellung der Unterwelt, die an das Fegfeuer der Katholiken erinnert (*quisque suos patimur manes*). Die Seelen, nachdem alle irdische Sünde und Schmach ausgebrannt, kehren zur ätherischen Reinheit des Feuers zurück und nach tausendjährigem Wandel werden ihnen neue Körper zur Wohnung angewiesen (*supera ut convexa revisant, — rursus et incipiunt in corpora velle reverti*). Es ist der Glaube an die Metempsychose, der hier in die antiken griechischen Anschauungen hineinspielt und den westlichen Völkern wohl vom fernen Orient überkommen war. Man sieht, das Alterthum kann über den fixen Gedanken nicht hinweg, daß dies irdische Leben das eigentlich wirkliche, würdigenwerthe sei; auf irgend welchem Umwege sucht es immer wieder aus der Unterwelt nach unseren oberen Räumen zurückzukehren.

Aber je werthloser und trauriger das menschliche Dasein unter den römischen Kaisern sich gestaltete, desto näher rückte jenen unglücklichen Geschlechtern der Horizont eines andern, und, wie man zu sagen anfing, einer bessern Welt. Mit dem Triumph der Christuslehre war ein erster Kreislauf vollendet, und alle Verhältnisse waren umgekehrt. Das Leben jenseit des Grabes war nicht mehr, wie bei Homer, ein bloßes Anhängsel als die robusten Formen des Diesseits, oder doch ihr abgeschwächtes Widerspiel; nein, es wurde das wahre Leben selber, das Ziel, das der gute sitzige Mensch stets im Auge haben mußte. Die kurze Spanne Zeit, die ihm hier gegönnt war, war eben nur eine Zeit der Prüfung, eine Vorhalle der Ewigkeit. Zugleich aber umfaßte die neue Religion alle Stände, Völker und Racen mit einem festeren, engeren Bunde, als es je griechische Bildung oder römische Kraft vermocht hätte. Die Griechen hatten sich so gut wie die Juden, wie die Aegyptier, wie die Chinesen für die ausserirdische Nation gehalten; sie hatten in ihren zahllosen Schöpfun-

gen hauptsächlich Griechen dargestellt. Das ganze Griechenthum in einem Bilde zusammenzufassen, das lag kaum in ihrem Vermögen. Ihre Kunst war stets auf's Wirkliche, Greifbare und deshalb auch auf das Einzelne gerichtet. Dieses suchten sie von den Schläden der Vergänglichkeit durch edle Form zu befreien, und ihm so den Stempel des Allgemeinen, Ewiges aufzudrücken. Deswegen sind ihre Kunstwerke menschlich im höheren Sinn zu nennen, obwohl ihnen der Begriff (der philosophische) der Menschheit als solcher fern lag. Für die Römer sang dieser Begriff von Cicero's Zeiten an aufzutauhen, und mehr und mehr mit dem „der ewigen Stadt“ zusammenzufallen. Aber das Christenthum nahm auch den Barbaren in seinen Bund auf; es stellte an alle seine Befenner die Forderung der Herzensreinheit und Umgebung und wies statt aller Belohnung an den himmlischen Vater, „der über Sternen thronet“. Freilich wurden damit noch nicht alle Menschen Christen; aber es war doch ein höherer Begriff, es war viel damit gewonnen, daß fern wie nah, auf allen Punkten unserer Erde, unter allen Lagen und Verhältnissen, der Christ im Christen den Menschen erkannte. Die Richtung auf die höchste Einheit war gegeben, und diese Einheit, religiöse und poetische Gemüther setzten sie bereits a's Postulat. Die Geschichte der Menschheit erschien denselben als die Entwicklung einer großen Familie, welche eine gütige Vorsehung durch Zeichen, Wahrsagung und Offenbarung zu ihrem Heile anleitet. Es hätte nicht genügt, diese unzähligen Legionen mit Schiller's Wort:

„In Deiner Brust sind Deines Schicksals Sterne“

abzuerklären. Die Sanction eines immerhin geistigeren Jenseits, als Griechen und Aegyptier kannten, dem aber doch eine materielle Unterlage nicht fehlen durfte, war erforderlich, um den Muth der Pilger aufrecht zu erhalten, die im Mittelalter auf dornenvoller Bahn der Ewigkeit entgegenzogen. Aber diese Bahn war kurz und der Lohn, welcher der Trennen harrte, überschwenglich. Die irdische Existenz war eine bittere Schaal, die Frucht kostete man im Paradiese. So sank die Wirklichkeit zu einem bloßen Traumbilde herab, das nur durch seinen Bezug auf das Wesen der Dinge, welches dem Sterblichen sich erst nach dem Tode enthüllte, einen relativen Werth bekam. Der Geschichte der Menschheit wurde also damit ihr letzter Sinn gedeutet, daß die lange Reihe der Geschlechter, je nach ihrer Schuld und ihrem Verdienst, in die verschiedenen Kreise der modernen Trivium, der Hölle, des Fegfeuers und des Paradieses vertheilt wurde. Ueber jene Vertheilung hinaus gab's kein Räthsel mehr, und die Mysterien der Schöpfung ständen sonnenklar vor Dante's Geist, als er Erde und Welten durchschritten und bis zum Centrum der unendlichen göttlichen Substanz (*del grao mar dell' essere*) vorgegedungen war. Die divina commedia war die erste vollständige Antwort auf die ewige Frage: *Quid sumus, et quidnam victuri gignimur?* Sie war vollständig, weil sie poetisch war, weil sie die Sinne aufwach, weil sie feste Formen schuf, weil sie eine Geographie des Jenseits aufstellte, die an Genauigkeit mit derjenigen wetteifern durfte, die damals hinsichtlich unseres Erdballs gäng und arbe war. Sie war ein neuer, irablen der Commentar des alten Evangeliums, das phantasievolle Brevier des gläubigen, mittelalterlichen Christen.

III.

Aber nicht nur die divina commedia, auch Milton's, verlorenes Paradies, auch Klopstock's Messias sind Dichtungen, die sich über den engen Kreis einer geschichtlichen Epoche, einer bestimmten Nationalität erheben, die sich an die ganze menschliche Menschheit zu wenden scheinen. Und es ist kein Einwurf, daß die Verhältnisse dieser Dichtungen dem hebräischen Lebenscyclus entnommen sind, daß sie zunächst auf Palästinas Boden gekeimt und gewuchert haben. Denn Palästina ist ja gerade der zweite Pol der Weltgeschichte; Israel gab gerade dadurch der modernen Civilisation den Impuls, daß seine Erlebnisse, Traditionen, Lehren und Anschauungen jenseit abstrakt allgemeine Richtung haben, deren selbständige Geschlechter bedürfen, und die wir in römischen, griechischen, überhaupt in allen antiken Kosmogonien und Legendenansammlungen vermessen. Dennoch könnten Milton's und Klopstock's religiöse Epöpen, wie dies auch von Daniel Stern mit gewohntem Scharfsinn angemerkt wird, nicht mit der divina commedia verglichen werden, es müßte dem einzig deshalb sein, weil auch sie religiös-dynastische Gegenstände behandeln. Nichts ist reizender als die Idylle, in der Milton die Glückseligkeit des ersten Paars mit einem Pinsel malt, der „in Rosenbust und Azurblau“ getaucht ist; nichts wehmüthiger, als das Herauswandern unserer ersten Weltern in die öde, böse Welt nach ihrem Sündenfall und dennoch geht hier erst die Geschichte der Menschheit an; sie beginnt, sobald letztere vom Baum der Erkenntniß gegessen, sobald sie dem goldenen Alter der Unschuld entwachsen ist. Milton's Dichtung ist vorhistorisch, und wie dies oder jenes von Aeschylus' großartigen Götterdramen theilweise vorweltlich. Auch die Erzählung von der Passion des göttlichen Hebräers auf Golgatha, von seiner Verkörperung und Apotheose stellt übermenschliche und dazu außergeschichtliche Ereignisse dar. Sie enthält in poetisch-ekstati-

cher Auffassung den Epilog zum ersten großen Akt der Menschengeschichte, zu welcher die Erzählung des Sündenfalles als der Prolog angesehen werden darf. Es ist kein Zweifel, daß beide, Epilog und Prolog, für uns das größte Interesse haben, weil wir gewöhnt sind, unsere Handlungen und Gedanken, unser Hoffen und Glauben auf beide, wie auf die Endpunkte unserer Existenz in weiterem Sinne zu beziehen. In beiden jedoch bleibt der Mensch als solcher der thätige, der Civilisation zurückende, der geschichtliche Mensch ganz aus dem Spiele. — Und freilich war es kein Geringses, nach Dante die ganze Menschheit noch einmal zu besingen und derselben ihr geheimnißvolles Schicksal von Neuem zu deuten. Versucht hat es nur einer — Goethe — ob ihm der Versuch gelungen, darüber werden wir uns auf den nächsten Seiten zu verständigen haben.

Selbstverständlich konnte der deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts diesen Gegenstand nicht auf dieselbe Weise behandeln, als der florentinische vates, der im 13. lebte. Daniel Stern hat nicht nur mit der eigenthümlichen Tiefe seines Geistes die Gleichheit des Strebens in beiden großen Männern herausgeführt, er hat auch auf eine Reihe von Szenen, von Personen und Anschauungen aufmerksam gemacht, die um deswegen bei allen beiden dieselben oder doch ähnliche zu sein scheinen, weil sie im selben Erdreich wurzeln, weil sie denselben großen Grundgedanken, mit dem beide schwanger gingen, entsprossen sind. Und entging dem geistreichen Verfasser nicht, daß Dante's Werk trotz seiner nebligen Symbolik auf einer realen Basis ruht, auf der Basis nicht nur der leicht zu gängelnden Phantasie des Mittelalters, sondern auch auf einer solchen, welche Tradition und Glauben boten. Soviel auch Dante ins unbekannt Land des Jenseits hineindichtete, dieses Land war kein Utopia, keine fabelhafte Atlantis; es war eine Ideenwelt, an der ganze Reihen von Geschlechtern sich erbauten, aus der sie geistiges Leben und Nahrung sahen. Aber wie hat sich seit sechs Jahrhunderten das Verhältniß vom Diesseits zum Jenseits verschoben! wie hat sich, seitdem Wissen und Wissenschaft das alväterische Dogma aus unzähligen Positionen herausgeschlagen, der Standpunkt geändert, von dem aus wir die Bestimmung des Menschen, den ganzen Verlauf des Menschen-Schicksals betrachten! Ehemals hatten wir auf dem Boden der Ewigkeit festen Fuß gefaßt, und in diese Ewigkeit warfen die Begebenheiten unserer kurzen irdischen Existenz ihre bedeutenden, bald hellflammenden, bald düsteren Streiflichter. Ist es jetzt nicht beinahe umgekehrt? und sieht es nicht auf den ersten Blick aus, als hätten wir uns zu den Anschauungen des Heidenthums zurückgemeldet? Doch ist dem nicht so. Wir haben vor den bloß am Wirklichen haftenden Alten Schaaeren überwundener Standpunkte, durchlebter Ideen voraus; wir haben das Mittelalter und seinen Glauben nicht sowohl abgeschüttelt, als in uns aufgenommen und es mit unserer neuen Gedankenwelt in Harmonie gebracht. Wir haben ein tieferes Bewußtsein von dem, was wir sollen und können, einen helleren Blick in die Wirklichkeit und in uns. Wir betrachten diese Erde nicht wie ein Zammerthal, das Leben nicht als den natürlichen Zustand des Menschen und Christen. — Aber der Baum des Lebens grünt uns so frisch nicht mehr wie jenen Griechen, den eigentlichen Jünglingen der Geschichte. Künftiger als wir, freudiger durchließen sie ihre Bahn, ohne Rücksicht auf das Ende!

Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe;
Seine Fackel sentet ein Genius.

Bei uns wirft das Jenseits seine kalten Schatten in die Gegenwart hinein, unsere Gedanken und Handlungen, obwohl der Wirklichkeit angehörig, stehen unter dem Einfluß dieser dämonischen Gewalt, die wir eine unbekannt nennen, und als solche verehren müssen. Das Jenseits lebt in uns, obwohl wir's auch außer uns, am Rande des irdischen Horizonts, in ferner Perspective zu erblicken glauben. Aber es beschreiben, es vor das sinnliche Auge hinzeichnen, wie Dante und sei-es Gleichen thaten, das geht über unsere Kräfte und unsere Glauben. Dante hatte die gesammte Wissenschaft seiner Zeit encyclopädisch in die Theologie hineingekommen und über diese dann einen wunderbar poetischen Schimmer verbreitet. Nicht nur die Philosophie, auch die Kosmographie, auch die Astronomie wurden Magde der Gottesgelahrtheit. Im Centrum der Erde wohnt Satanos; auf der südlichen Hemisphäre unseres Erdballs erheben sich etagenweise die Kreise des Fegefeuers, bis sie im irdischen Paradies gipfeln. Aber nun schwebt der selbige Geist hinauf in die Region der Sterne. An uns vorüber ziehen: der Mond, Mercur, Venus, die Sonne, Mars, Jupiter, Saturn, der Fixsternhimmel des Empyraum, wo die Gottheit in unaussprechlicher Glorie strahlt, von allen Heiligen und Märtyrern umgeben. Und obwohl der Mond der Aufenthalt der leuchtenden Seelen sein soll, Venus der von heißer Liebe entbrannten, obwohl die Sonne diejenigen umfaßt, die steckend gelebt, Mars solche, die ruhmvoll in gerechten Kriegen starben, obwohl Jupiter das Heiligthum der Gerechten vorstellt, der Kern dieser Dichtung ist nicht bloße Allegorie, bloßer Widerschein der Wirklichkeit, nein, er ist Wirklich-

keit selber. Diese Sterne sind Körper, Himmelskörper, Weltkörper. Und so tief hat sich die fantastisch-gläubige Darstellung des Weltalls unserem Gemüthe eingepägt, daß wir uns immer noch gern mit der Hoffnung tragen, unser verklärter Geist werde einst eine dieser Welten zu seiner Residenz angewiesen bekommen.

Nun hat freilich die Menschheit nicht Glauben und Hoffnung verloren; aber die Formen des Glaubens sind ganz so schwankend und unsicher geworden, als es vordem die Sätze der Wissenschaft waren. An diese halten wir heute fest, an diese klammern wir uns; was diesen widerspricht, findet keine Geltung mehr, wird kaum noch im Reiche der Dichtung geduldet. Wie aber kann unter solchen Verhältnissen ein Dichter es wagen, uns das Schicksal der ganzen Menschheit im poetischen Gewande zu zeigen? Er kann es nur, wenn er dies Schicksal sich im Ringen eines Menschen wieder spiegeln läßt, wenn er diesem einzigen Menschen die notwendige geistige Tiefe verleiht, um sich selbst und das Universum zu erfassen, den Mikrokosmos und den Makrokosmos wenn auch nicht zu begreifen — denn das geht nicht an — aber sich vernünftig zurechtzulegen. Ein solcher Mensch muß ganz auf der Höhe seines Jahrhunderts stehen, wie dieses, unser 19. Jahrhundert, selbst auf der Höhe der Geschichte steht. Nun kann es aber Niemandem entgehen, daß in seinem Faust Goethe sich selbst symbolisch darstellen wollte, daß wir in den zahlreichen Acten dieser großen, dramatischen Epopöe die Evolutionen des Goethe'schen Geistes vor uns haben!

Freilich tritt uns auch in der divina Comedia Dante's Persönlichkeit und zwar auf eine unendlich materiellere Weise entgegen; er selbst durchreißt die christliche Trinität, sein Beileidmann ist sein „geistiger“ Lehrer und Mentor Virgil; seine Begreifnisse und Unterhaltungen betreffen namentlich florentinische Freunde, Bekannte und Verwandte. Das Mädchen, das er schon als neunjähriger Knabe inbrünstig geliebt, Beatrice Portinari, erscheint ihm als eine directe Emanation, als ein Abglanz der Gottheit, als die Mittlerin zwischen zweien Welten, als das Instrument einer neuen Offenbarung. Ihre ergreifende Schönheit hatte ihn einst mit elektrischem Schläge durchzuckt und ihm die dichterische Weihe gegeben. Dankbar riß er sie mit sich fort bis zu den Höhen, zu denen sein Genius sich emporzuschwang, und zu der Unsterblichkeit, die er sich selbst gegründet. Es sind gerade alle diese persönlichen Bezüge und Erlebnisse, es sind alle diese unserer Erde entnommenen starken Farben, die der divina Comedia jenen Ansehen von Wahrheit und Wirklichkeit geben, der uns interessiert und fesselt. Aber zugleich ist klar, daß Dante, der sich als Dichter hart neben Homer stellte, und sich möglicherweise für einen Propheten hielt, als welchen ja auch die Leute aus dem Volke ihn nicht ohne Angst und Schreden verehrten, daß Dante die ganze Menschengeschichte in ihrer Breite, unter der Beleuchtung des christlichen Glaubens und Fühlens schildern wollte; daß er in den weiten Rahmen des Riesengemäldes von Adam und Eva bis auf Kaiser Heinrich VII. alle mächtigen Figuren der Vergangenheit, alle geistigen und moralischen Größen unseres Geschlechtes zusammenzubringen versucht hat. So vergeht nun diese Darstellung erscheinend, wenn wir sie mit der homerischen und virgilischen vergleichen, so materiell naiv und einfältig (im besseren Sinn) muß uns, die wir uns von so festen Anschauungen längst losgemacht haben, die pedantisch-methobische Vertheilung der Millionen Seelen, ihre handgreifliche Züchtigung und Belohnung vorkommen. In seiner Beschreibung der Hölle werden wir doch wieder lebhaft an die 75 Abtheilungen des ägyptischen Amentes erinnert. Auch hier sehen wir die Seelen an Pfähle binden und von ihren tohen Wächtern, den Dämonen, mit Schwertern zerfleischen, Andere sind mit dem Kopf nach unten aufgehängt, noch Andere, denen der Kopf abgeschnitten ist, ziehen in langen Reihen einher, Andere gehen mit gebundenen Händen und schleifen ihr ausgechnittenes Herz hinter sich drein, Andere werden in großen Kesseln gefoiten sammt ihren Fächern (dem Mittel der Kühlung und dem Bilde der Ruhe, die den Völkern des Orients so theuer ist*). Sollen die Traditionen, die einst im Nilthal geherrscht, sich erhalten haben und auf unbekannt unterirdischen Wegen bis zu Dante gelangt sein? Oder wäre die menschliche Einbildungskraft wirklich weniger erfindungsreich, als man glaubt, so daß sie von selbst auf mehreren Punkten und bei vielen Völkern auf dieselben Phantasmen verfiel und genöthigt wäre, wie in gewissen Fragen unsere Vernunft, sich beständig im selben Kreise zu drehen?

Wie Dante war Goethe ein wunderbarer Dichtergenius, wie Dante's Geist umfaßte auch der Goethesche ein ungeheures encyclopädisches Wissen. Ohne ein solches Wissen wäre es ja ein ganz vergeblicher Versuch, das menschliche Schicksal in seinen Tiefen zu erfassen und das erfaste plastisch darzustellen. Aber das Wissen, das zu Dante's Zeit noch in der Wiege lag und noch von der älteren schöneren Schwester Phantasie überflammt wurde, ist heut zu Tage groß und stark geworden, zum Selbstbewußtsein und zur Selbstbeherrschung herangereift. Wenn Goethe die Irrer

*) Dunder. Geschichte des Alterthums 1. p. 64.

und Wirren seiner Seele, die Entfaltung seiner dichterischen Fähigkeit, seines wissenschaftlichen Strebens beschreiben wollte, so konnte er nichts geben als einen reizenden Roman, der hart an die Wirklichkeit streifte, wo er nicht durchaus Wirklichkeit war und den er deshalb „Dichtung und Wahrheit“ nannte. Wenn er aber irgend eine andre Figur als die seine, nachdem er sie von allen zu persönlichen individuellen Beziehungen gereinigt, zum Sinnbild der ganzen Menschheit erheben und poetisch verkörpern wollte, so verfiel er sich zu seinem Gegenstande in einer ungleich ungünstigeren Lage als Dante. Dieser lebte in einer gläubigen Zeit, welche die Empörungen der Kritik und des Zweifels im Zaum hielt, er konnte das Wunder als ein wirklich gegenwärtiges, jeden Augenblick in die Jetztwelt hineinragendes darstellen. So überlegen er seinen Zeitgenossen war, so stand er doch, wie jeder große Mann, im Horizonte seines Jahrhunderts, und noch glühte in diesem, dem dreizehnten, die zweite Frühsonne der Poesie — heute gewahren wir kaum noch den letzten Streifen ihres Abendrothes. Dagegen lagen die herrschenden Ansichten, die ganze kritische Richtung unseres Zeitalters weit hinaus über den Gesichtskreis des dichterischen Unternehmens, das Goethe beschäftigte. Er mußte sich gefallen, daß er für ein großes Epos, welches zu dichten er sich berufen fühlte, zu spät gekommen sei. So wurde er veranlaßt, seinen Helden um ein paar Jahrhunderte zurück, fast bis in die Zeit Dante's hinauszudatiren, ihn nicht unter den vom grellen historischen Licht beschienenen Personen zu wählen, sondern unter jenen verwegenen Schwarzfüßlingen, die auf Tod und Leben für den geistigen Fortschritt rangen, den unsere glücklichere Epoche erleben sollte; die das Heil ihrer Seele einsetzten, um das Wesen der Dinge zu ergründen, und die uns erscheinen, das Gesicht gierig der Zukunft zugekehrt und im Halbdunkel der Sage von düsterem Glanze strahlend. Durch ihr gewaltiges Wollen und Streben sind sie Kinder unserer Zeit; durch die Welt des Glaubens und der Wunder, in die sie eingesponnen sind, gehören sie einem naiveren Jahrhundert an und eignen sie sich vortrefflich dazu, der romantischen Dichtung zum Vorwurf zu dienen. Die Atmosphäre des Zaubers, in der sie leben und weben, hat für uns nur dichterischen Werth, während sie auf die simplen Gemüther des Mittelalters mit der Energie faktischer Wahrheit wirkte.

Wenn aber Goethe nun einen Faust zum Repräsentanten der ringenden Menschheit verzei, gen wollte, so konnte er ihn in der Form nicht brauchen, welche ihm die Sage gegeben hatte. In der heißen Wüßbegier des Forschers, in dem leidenschaftlichen Verlangen, den letzten Grund der Dinge aufzuspüren, sahen die religiösen Geschlechter der Vorzeit, wie Daniel Stern sehr richtig bemerkt, ein freies Beginnen, den göttlichen Voratz, dem Schöpfer jene Geheimnisse zu entreißen, die er sich allein vorbehalten und die zu durchdringen, er den Sterblichen untersagt hat. Die guten Christen des Mittelalters ahnten schon die Wahrheit von Hobbe's Wort: Science is power. Faust hat dem Teufel seine Seele verkauft, und gegen ein paar Federzüge, mit dem eigenen Blut gezeichnet, hat er die Befugniß erhalten, den Kelch der Wollust und Macht bis auf die Hefe zu leeren und in ihm seinen brennenden Wissensdurst zu löschen. Aber das: Eritis sicut Deus ist ein eitles Versprechen. Er tauscht, das versteht sich, gegen sein höchstes Gut nur falsche, vergängliche Genüsse ein, und wird zur bestimmten Stunde die Peine der unterirdischen, bösen Geister. Da half es ihm nichts, auf seinem Mantel durch die Lüfte nach Venedig geflogen, mit einem Wirtspanner durch das 4 Hände breite Faustgäßchen in Erfurt gefahren zu sein, den Papst geortsteigt und die wunderbar schöne Helena besessen zu haben. Man sehe nur die faustischen Volksbücher nach oder man lese Marlow's klassisches Drama, wenn man nicht aus dem Schlußakt der Oper Don Juan gelernt hat, wie einen der Teufel holen kann. Aber Goethe, der in sich einen triumphirenden Menscheng Geist fühlte, konnte nichts anfangen mit diesem traurigen Ende des großen Titanenlebens. Aus seiner Dichter-Autorität heraus änderte er die Legende ab, schuf er sie um, und hatte dazu gewiß ein größeres Recht, als Xenophon, wenn er aus einem persischen Despoten wie Cyrus einen griechischen Philosophen, eine Art constitutionellen König machte; als Euripides, wenn er die heroische Elektra zu einem armen Bauernweibe erniedrigte; als Schiller, wenn er die Jungfrau von Orleans lieber auf dem Schlachtfeld fallen, als auf dem Scheiterhaufen ver-

brennen ließ. Goethe, sagen wir, hatte ein größeres Recht zur Umdichtung der germanischen Sage; denn ihr Held war keine rein historische Figur, und die Freiheiten, die er sich mit derselben nahm, verletzen nicht das allgemeine Bewußtsein. Er hatte sich in seiner Jugend mit dem Gedanken getragen, einen Prometheus zu schreiben, und von diesem Project ist uns noch ein schönes Fragment geblieben.

Wußte er schon um die trilogische Entfaltung des äschyleischen Dramas, und daß der große Aufrührer sich zuletzt mit seinem Gott und Jupiter ausöhnte? Jedenfalls zeigt es von seinem feinen Tact, daß er, um dem Gefühle des Volkes näher zu treten, sich der christlichen Legende zuwandte, daß er gleich die ersten Scenen in den großartigen Rahmen der mosaischen Traditio aufste. So ward der Titan Prometheus zum menschlichen Prometheus, und auch diese Evolution des Goetheschen Geistes ist Diotimens durchdringendem Scharfsinn nicht entgangen. Der Dichter weiß mit seinem ersten Pinselstrich gleich darauf hin, daß es sich nur um ein menschliches Drama im größten Styl, daß es sich um das Drama der Menschheit selber handelt.

Die Alten hatten keine rechte Anschauung vom organischen Tzun des Menschen: alles Große und herrliche kam von den Göttern. Aber auch das Schlimme war ihr Werk, und der Verderber wurde als ein vom Jupiter Verblendeter angesehen. Die Furien jagten dann das gehetzte Wild zu Tode und peinigten es weiter in der Unterwelt. Der Mensch war ein Spielball der Ereignisse, und da die Götter nicht immer vernünftiger waren als er, so mußte ein unerbittliches Schicksal zuletzt von Polizei wegen die Ordnung herstellen. Im Christentum sagte das Weltall sich doch in einem moralischen Höhepunkt zusammen: alle bösen Versuchungen kamen nur von Einem, der Satan hieß; alles Gute war die Wirkung göttlicher Gnade. Böses wie Gutes blieb dem Menschen immer noch ein theilweis Aeußerliches — auch das Jenseits, das seiner zur Belohnung wie zur Bestrafung harret, liegt außerhalb der Grenzen seiner persönlichen Macht. Aber im 19. Jahrhundert hat die Menschheit diese beiden Standpunkte, den antiken so wie den christlichen, überwunden und in sich aufgenommen, verinnerlicht. Der Kampf gegen die Götter, das Ringen mit Satanas ist nur noch ein Conflict mit den Trieben, die wir im Busen tragen, der Glaube an eine Hölle, an ein Paradies nur noch das Gefühl der Unzulänglichkeit unserer Fähigkeiten und Kräfte oder das des Selbstgenügens, der Selbstbefreiung, die wir uns selbst zu geben vermögen. Und nun zeigt sich Goethe's Dichtergenius aufs Glänzendste in der Art, wie er der mittelalterlichen Sage Farbe und Leben verleiht, wie er in Mephistopheles den Dämon zeichnet, als welchen ihn die gläubige Vorzeit erkannte. Wir aber wissen recht gut, daß dieser Mephisto nichts ist und sein soll, als der andre, der entdoppelte Faust oder Goethe selber;

Zwei Seelen kämpfen, ach, in meiner Brust etc.

Wahrlich, eine tiefere Allegorie als eine von den drei oder vierfachen, die Dante geschaffen! Je mehr im Fortschritt des Gedankens sich die Stürme in der Brust Faust's zu legen anfangen — auch das hat der feine Sinn Daniel Stern's herausgesehen — desto schwächer und schwächer wird der Contrast zwischen den Doppelpägern, bis er sich endlich in die positive Verführungsszene auflöst, in der die Engel den armen Teufel abführen, oder um uns populär auszudrücken, mit Gestank abfahren lassen. Es konnte freilich nicht anders kommen, wenn der liebe Gott nicht seine Weiße verlieren sollte. Ungleich besser war's, die Hölle als einen schmatzigen Firtelanz preiszugeben, der auch ein großer Sünder einmal ein Schnippchen schlagen darf.

Bereitet ist das edle Glied

Der Geisterwelt vom Bösen.

Wer immer strebend sich bemüht,

Den können wir erlösen.

Es ist klar, die Kreuzzeit hat das Böse anders gefaßt als das Mittelalter. In den Augen Descartens' schon war es ein bloßes non être, ein Wahn, eine Mangelhaftigkeit, die der Fortschritt einer höheren Intelligenz in sich aufheben und beseitigen mußte. Man kann sagen, Mephisto ist noch etwas mehr im Goetheschen Faust, er ist das strebende Princip in des lesteren Eziens, er ist, wie D. Stern richtig bemerkt, non pas un obstacle au salut, mais un agent de salut, agent dont le concours est nécessaire quoique subalterne.

1008

IV.

Ist es nöthig, dem Entwicklungsgange des Faustischen Lebens nochmals nachzugehen? Es ist dieser und könnte kein anderer sein, als der unseres Dichters selbst. Das Reich des Wissens hat Faust mit Leidenschaft durchstürmt und vergebens von allen guten Geistern die Lösung der letzten Fragen gebittet. In einem Anfall von Verzweiflung will er zum Selbstmord seine Zuflucht nehmen. Man weiß, daß Goethe ähnliche Dualen empfunden, und sich lange versucht fühlte, diesen auf gewaltsame Weise ein Ende zu machen. Wir sind nicht davon unterrichtet, ob es das „Christ ist erstanden“ war, was ihn, wie seinen berühmten Hegenmeister, vom letzten Schritt zurückhielt. Genug, Faust ist in der Stimmung, einem Teufel Gehör zu geben, der ihn von den Büchern abrufft und die Hesperidenäpfel des Genusses kosten heißt:

Grau ist alle Theorie,

Und grün allein des Lebens gold'ner Baum,

Und nun bietet der Dämon alle seine Künste auf, den hohen Geist, der sich ihm ergeben, im Sclamm des Sinnentauwels abzudampfen. Diese Cereren und die folgenden, die reizende Lebende des armen Gretchens, ihre Liebe, ihr Fall und ihr Verbrechen — es ist eine alte Geschichte, und bleibt doch ewig neu — gehören zu dem Herrlichsten, was die deutsche Poesie, was die Poesie aller Nationen hervorgebracht hat. Und hier hat Gerwinus den Nagel auf den Kopf getroffen, daß er im ersten Theile des Faust nichts sieht, als eine Protestation gegen die Grenzen des menschlichen Geistes. *)

Doch schließt dieser Theil mit einem räthselhaften Worte, das an dieser Stelle wie ein Mission klingt. Sie ist gerichtet, ruft Mephisto aus, als er Faust mit sich fortreisend, Gretchen in Ketten läßt. Sie ist gerichtet, ruft eine Stimme von oben. Wir fänden doch gar zu gern das arme behörte Ding etwas früher wieder, als im Paradiese, wo der Dichter einen anständigen Platz für sie bereit hält, und wär's auch nur hin und wieder im Angedenken ihres treulosen Geistes. Der Glaube an dergleichen positive Entschädigungen in einer anderen Welt ist heut zu Tage nicht mehr genügend, um uns mit allen Discor:agen des Lebens auszuföhnen. Sie auszugleichen, das ist die Pflicht des Dichters, daß ein Mann von Genie den Don Juan spielt und zarte Frauen-seelen verleiht, um seine Emotionen zu vervielfältigen und seine Dichterlaune wach zu erhalten, wir wöden es hingehen lassen; wissen wir doch, daß das schöne Geschlecht sich zu solchem Märtyrertum mehr als billig drängt! Aber es handelt sich hier nicht bloß um Verführung; ein Strom von Blut fließt künftig zwischen Faust und Gretchen. Ersterer sieht das ebensovienig an, als einen General, der 10.000 Menschenleben einsetzt, um einen Brückenkopf zu behaupten oder zu erobern. Wir erklären uns mit D. Stern für entschiedene Gegner aller mönchischen Selbstzerknirschung und Abkneuerung; auch wir definiren mit Goethe die wahre Neue:

Ein kräftiges Beschließen

Zum höchsten Dasein immerfort zu streben!

Doch können wir das stillschweigende Uebergehen vom tragischen Ende des armen Mädchens nicht billigen; unser Herz empört sich gegen diese poetische Ungerechtigkeit, und unser Herz hat Recht. Es ist das eine Lücke im stolzen Bau des Riesenepöps — und zwar die einzige nicht — welche auch das Raisonnement eines überlegenen Geistes/wegzusubstituiren vermag.

Sowie Goethe nach den Drang- und Sturmjahren an den weimarischen Hof kommt, so Faust nach der ersten Befriedigung der Sinne an den kaiserlichen. Wie Goethe, sobald sich in seinem Wesen Alles zu setzen anfängt und die poetische Aufregung einer olympischen Ruhe Platz macht, sein großes Talent seinem neuen Schutzherrn zur Disposition stellt, so füllt jetzt Faust bald den Posten eines Rathgebers und Ministers, bald eines Ceremonienmeisters aus. Nun, in der Erfassung und Darstellung großer historischer Situationen, im Ergreifen der geschichtlichen Menschheit war ja Goethe überhaupt nicht glücklich. Obwohl wir also allerhand Anspielungen auf Alfignaten und Lav's System, auf Cagliostro und allerhand Vergnügungen im Palaße des Großherzogs begeben, so sind doch die Partien, in denen Goethe die höhere, officielle Welt uns vorführt, erstaunlich schwach und nicht selten langweilig. Für ihn und uns war es ungleich wichtiger, daß er in seinen Aufstellungen sich von gothischer Complication ab und den herrlichen Modellen des classischen Alterthums zuwandte, daß er damit noch nicht zufrieden, den Bahnen Creuzer's folgend, sich mit den theognomischen Traditionen Griechenlands, mit den ersten Ausgeburten der antiken Phantasie vertraut machte. So umfaßte der Goethe'sche Geist zuletzt die ganze geistige und künstlerische Entwicklung unseres Geschlechts und sollte später in einer Reihe unsterblicher Werke die angesammelten Schätze erwerben. So verhalten ihm seine mannigfachen literarischen und wissenschaftlichen Studien, seine Reisen und sein Aufenthalt in Italien dazu, ein Mensch im höheren Sinn, ein wahrer Re-
Das hat D. Stern dazu veranlaßt, Mephisto mit dem Virgil des Dante zu vergleichen; galt doch Virgil bei den Leuten in Italien damals für einen Wunderthäter und Eragnus.

präsentant der ganzen Menschheit zu werden. Wenn er nun, auch ohne sein Haus, das ein Museum aller Zeiten war, zu verlassen, es vermochte, sein Leben rückwärts bis in die Wurzeln der Geschichte hinein auszudehnen, so hatte er damit noch das Mittel nicht, diese seine ganze Thätigkeit, den genialen Fortschritt seines Geistes in eine poetische Form zu gießen. Hier war ihm nun die Lebende besonders nützlich, die den Faust als einen Magus und Zauberer hinstellte und ihm die Fähigkeit zuerkannte, nicht bloß die räumlichen Entfernungen, sondern auch die Zeiträume zu meistern. Nicht nur in Büchern hatte Faust das Alterthum studirt, er hatte auch die Kraft, seine Egidenz um ein paar Tausend Jahre zurückzudrauben und den Schatten der schonen Frau, der Helena, vor dem erstandenen Hof heraufzubeschwören. Das an sich werthlose Geschickchen war durch die naive Sage beglaubigt: für die geniale Auffassung Goethe's ward es zum Mittel, Alterthum und Mittelalter uns lebendig, wie unter demselben Sonnenstrahl, vor die Seele zu führen und sie in einen höheren Mensch-, d. h. Faustgewordenen Begriff zusammenzufassen. Aber um diese höchste Günst vom Schicksal zu erlangen, muß Faust zurück bis ins Urdukel der Dinge dringen, bis zu den Müttern, jenen geheimnißvollen Wesen, die aus der ewigen chaotischen Substanz heraus die unendliche Reihe von immer neuen Formen zu Tage fördern. Gleichviel ob Goethe bei diesen Müttern an die Gottheiten des sicilischen Enghum, vom dem Plutarch redet, und welche die Fruchtbarkeit aller Wesen beschirmen, denken mochte, oder an die Typen Platos, oder an die Matrices rerum omnium des Paracelsus, die Principien der Metaka, wo die Elemente sich zu Wesen verschmelzen und der Saamen des Lebens quillt. Er goldne Schlüssel, den Mephisto seinem Schüler übergibt, erinnert in das That an Alchimie und geheime Wissenschaft. Nichts aber hat D. Stern Recht, wenn er in dieser poetischen Mythik nichts sieht, als die symbolische Darstellung der Natura naturans des Spinoza oder auch the great work of the universe, d. h. das Hegel'sche Werden. Von all den tiefen und seinen Bemerkungen aber, die sich in dem bedeutenden Buse und schaarenweise entgegendrängen, die tiefste und feinste ist nach unserem Dafürhalten die Zusammenstellung der Mütter mit jenem Ewig-Weiblichen, das die ganze Faustschöpfung abschließt und ihr eine mystische Krone aufsetzt. Denn obwohl Goethe dieses Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht, durch den Anruf des Doctor Marianus an die Mater Gloriosa („Jungfrau, Mutter, Königin“) einzuleiten und zu erläutern sucht, so hat er doch gewiß wieder nur eine spinozistische Abstraction im Sinn. Der menschliche Geist, von irdischen Sclacken und Banden frei, sehnt sich darnach, in der göttlichen Weltseele aufzugehen und sich gleichsam durch sie zu ergängen. (Das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß). Die Menschheit, die sich aus urvorweltlichem Chaos zu schöner Form emporgebildet hat, ragt von der einen Unendlichkeit in jene andere hinüber, wo sie sich zu einer Mitwisserin und Theilnehmerin am göttlichen Geheimniß verklärt. In diesen letzten Scenen hat dem deutschen Dichter Dante's Schöpfung selbst vorgeschwebt, namentlich in der schönen Stelle, wo das bescheidene Gretchen dazu berufen wird, den überweisen Doctor zu belehren:

Vergönne mir ihn zu belehren;

Noch blendet ihn der neue Tag.

Mater Gloriosa:

Komm', hebe Dich zu höhern Sphären;

Wenn er Dich ahnet, folgt er nach.

Wer erkennt hier nicht Beatrice wieder, die durch den liebevollen Strahl ihres Auges den großen italienischen Dichter mit sich fort bis zum Thron Gottes emporzieht?

Aber nein, sind wir so weit nicht. Der Geist, der stets verneint, lag sich am Schauspiel höherer Ordnung und Harmonie nicht vergängen. Und so wie er im ersten Theile Faust nach dem Blocksberg entführt, um seine Sinne durch den Anblick der schmutzigen Hegegewirthe gefangen zu nehmen, nach jenem zweiten Chaos, aus welchem die christliche Welt siegreich emporsteigt; so promenirt er ihn hier im zweiten Theile auf und ab in jener classischen Walpurgisnacht, in dem ersten Chaos verwirrer Formen, aus dem sich die Göttergebilde der antiken Kunst erhoben. Auch hier ist ein göttliches Nachwort, das sie in die Wirklichkeiten ruft:

„So herrsche denn Eros, der Alles begonnen!“

Wie Balata-Aphrodite auf ihrer Muschel zum Feste erscheint, zerschelt der arme Homunculus, das Zwittergeschöpf der eingebildeten behörten neuen Wissenschaft, die sich spät nachzubilden vermaß, was vor Tausenden eine höhere Kraft nicht bloß gewollt, sondern durch meisterhafte Combination der Elemente wirklich geschaffen hatte.

Wie die Herrlichkeit des alten Griechenlands sich loslösend vom Verfall, den die Barbaren herbeigeführt, nun mitten im modernen Europa ihre Residenz aufschlägt, und vom Gefühl des Christenthums durchdrungen und befruchtet, die neue Kunst und Poesie zeitigt, das ist von Goethe in seiner Legende von Faust's und Helena's Vermählung und von dem Söhnlein Beider, dem Cu-

phorion, gar schön versinnbildet worden. Unnütz hier zu wiederholen, was schon mehrfach von andern und in letzter Zeitansatz von Daniel Stern besser gesagt wurde.

Faust's Lehrjahre sind um: er hat genug gesehen, geforscht, genossen und an sich gebildet. Er tritt ins praktische Leben ein; es ist Zeit davon. Er begreift endlich, daß:

Die That ist Alles, nichts der Ruhm.

Von seinem schlauen Kämpfen unterstützt, hilft er dem Kaiser seinen Feind und Nebenbuhler bezwingen. Ein hoher geistlicher Herr wirft dem Souverän vor, daß er mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen, und droht ihm, diese Todsünde nicht vergeben zu wollen, wenn ihm nicht ein wesentlicher Theil des eroberten Landes zugesprochen wird (eine Anspielung auf die Indulgenzen und den Beginn der Reformation). Daniel Stern erinnert an den berühmten Vers, in dem Dante die Begehrlichkeit der mittelalterlichen Kirche schildert:

In veste di pastor lupi rapaci.

Nach Faust hat ein beträchtliches Territorium zum Lehn erhalten. Es sind freilich nur bewegliche Dänen, ungesunde Sumpfgewässern, unfruchtbare Ufer, die das Meer jeden Augenblick dem dürftigen Bewohner streitig macht. Hat Goethe, wie wir lange glaubten, Holland, hat er, wie D. Stern für wahrscheinlich hält, Mann's Vaterland, Venedig, im Sinn gehabt? Gleichviel, Faust hat die schwarze Kunst aufgegeben; er hat nur noch einen menschlichen Zweck im Auge, die Natur zu bändigen und auf freiem Boden ein freies Volk, nicht zum Genuß, sondern zu energischer Thätigkeit großzuziehen. Hat Goethe am Ende seiner Laufbahn eingeschaut, wohin unser Jahrhundert hinauswill, und was ihm noch thut? Hat der weimarische Premier-Minister endlich das Herz der ganzen Menschheit gegen das seine pulsiren fühlen? Fast sollte man's glauben, und gern fügen wir hinzu: mieux vaut tard que jamais. Faust beschließt sein Leben, wie ein Deutscher vom Anfang des 19. Jahrhunderts; es schwerlich beginnen konnte. Freilich verunzert er sein letztes edles Thun noch durch eine häßliche Sünde. Ein tyranntische Gelüben des Mephisto, nach Art aller schlechten Höflinge sofort und schneller als Faust will, befriedigt, kostet dem treuen Pärchen Philemon und Baucis Gut und Leben. Il n'y avait donc pas de juges à Berlin? Faust empfindet schwere Reue; er erblindet, aber er waltet und wacht bis zu seinem letzten Abheimgang mit liebender Sorge über das Greisen seiner aufblühenden Colours. Es geht ihm besser, als er zu hoffen wagte. Denn wenigleich ihm nicht vor der Hölle bangt, auf ein Jenseits hat er nicht gerechnet:

Der Erdentreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht mir verrannt.
Thor, vor drüben die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet.
Er sehe fest, und sehe hier sich um.
Dem Lütchtigen ist diese Welt nicht thum,
Was braucht er in die Ewigkeit zu irweisen? ic.

Doch konnte dieses Jenseits auch Goethe nicht entbehren. Nach Spinoza kehren nur wichtige thierische Seelen ganz in den Staub zurück, aus dem sie sprossen. Das Göttliche in uns kann nicht vergehen. So zeichnet der Dichter jene Geisteswelt mit zarten Griffel und weichen Farbentönen, ein Widerschein des Dante'schen Paradieses. Von Hölle und Fegefeuer finden wir keine Spur. Aber auch vor diesen rosenrothen Hintergrund zu malen, mußte Goethe zur katholischen Symbolik seine Zuflucht nehmen. Unserer Erziehung widerstrebte ein mohammedanischer Himmel voll verführerischer Houris; und ein alexandrinisches Museum, wo man Jahr ein Jahr aus die Wissenschaft studirte, um tiefer in die Geheimnisse des Weltgeistes einzudringen würde schwerlich Phantasie und Gemüth der Mehrzahl befriedigen. In diesem Schlusact seines Faust hat also Goethe, wie schon gesagt, sich den Dante sicherlich zum Vorbild genommen, und so erst seinen innersten Gedanken verrathen.

Nicht einem Jeden vertrauen! Es brauchte einen Geist wie den von D. Stern, um dem großen Meister die Parole abzulauern und ihn dann rückwärts durch alle Irrgänge seines tief angelegten, verwickelten Planes bis zum Ausgang zu folgen. Auf unterirdischen Pfaden waren wir beflissen, dem Dichter und seinem Kritiker nachzuschleichen und zur apokalyptischen Reise unserer beschreibenden Commentar zu schreiben. Wir wünschen ernstlich, daß Diotima uns ihr Satisfecit ertheilen möge.

Und hier könnten wir nun, wie billig, schließen; aber es drängt sich uns die Frage auf, wer von beiden Dichtern hat seine Aufgabe am Besten gelöst? Goethe ist offenbar der tiefere Denker, der gründlichere Gelehrte, aber es ist das kaum sein eigenes Verdienst, seine Zeit war ihm behülflich, ihm diesen großen Vorzug zu sichern. Ist er nicht auch der mächtigere, vielseitigere, tiefere Poet? Wir können dem Verfasser von Werthers Leiden, von Götter, von Egmont keinen zu hohen Platz auf dem deutschen Parnas anweisen; in seinem Tasso, seiner Iphigenia, seinem Hermann und Dorothea ist er wahrhaft unvergleichlich, weitestfert er mit den vollendetsten Schöpfungen aller Zeiten und Völker. Auch den Faust dürfen wir in diese zweite glänzende

Reihe setzen, aber nur dessen ersten Theil. Hier haftete er noch an der bekannten, ganz bestimmten Sage, hier arbeitete sein an hellenischer Plastik großgezogener Genus mit zauberischer Wahrheit in rein gothischem Material. Sobald er aber die Faustgestalt in das Prokrustesbett des allgemeinen Menschen aneinanderzubehnen will, verschwindet alle feste Form, der Nebelhauch der Allegorie umflort Bild und Landschaft. Ja selbst wenn er uns griechische Scenen und griechische Figuren lebendig und pulsirend vorführt, daß man einen Nachfang des Sophokles zu vernehmen glaubt, lehnen doch die leitenden Uebergänge, die auch das Unglaubliche natürlich erscheinen lassen. Auch will sich uns das weilschichtige Panorama der verschiedensten Zustände, das bunte Durcheinander von den Dämonen, Halbgöttern, antiken und modernen Menschen nimmermehr auch nur zu einer idealen Einheit gestalten. Wer wollte sich da rühmen, alles zu verstehen, zu erklären und als Gesungen zu erweisen! In seiner „Reise aus dieser Welt in jene“ läßt Fiedling sich von einem profanen englischen Dante erzählen, daß derselbe, nachdem er in die elysaischen Gefilde gelangt war und dem ehrwürdigen Homeros begegnet, ihn sofort über eine zweifei hafte Stelle in seiner Ilias zu Rathe ziht. Scheint :e Dir zweifelhaft, mein Sohn? antwortet der große Dichter, dann wahrlich ist sie auch nicht des Zweifels werth. Streich' sie und nim, daß ich sie nie geschrieben. Wenn das Wort Fiedling's gälte, um wie viel Seiten würde nicht die Faustische Odyssee ärmer! Ohne Commentar kommt man freilich so wenig hier als in der divina commedia durch, und gereicht dies keineswegs dem Italiener zum Lobe. Man kann uns einwerfen, daß die Werke beider Dichter nicht für den gemeinen Trost der Leser gemacht sind, daß sie nur den „Eingeweihten“ zugänglich. Desto schlimmer; denn jede große Poesie soll wie die Sonne sein, für Alle leuchten und Alle erwärmen, die Starken wie die Schwachen am Geiste. Aber es ist nicht wahr, daß Dante nicht für die Masse, für sein ganzes Volk und seine ganze Zeit geschrieben. Es sind Dinge in seiner Dichtung, die dem gemeinen Manne entgehen und stets entgehen mußten, und die zu erklären man Lehrstühle gründete — aber die einzelnen Gemälde aus der Hölle, dem Fegefeuer und dem Himmel, aber die Gesamtdarstellung vom Gericht und Reiche Gottes wirkte mark- und bergdurchbohrend auf die findlichen und gläubigen Gemüther der Mitwelt. Vieles, was es damals nicht war, scheint uns heute fremd. Die zahlreichen Anspielungen auf Personen und Ereignisse, auch viele Allegorien, die damals, wie die ganze Manier, gang und gebe waren, bedurften wohl keiner besonderen Erläuterung und oft genügte eine leichte Andeutung, um den Leser zurechtzuweisen. Ist doch die divina Commedia nichts als die letzte klassische Form, die ein großer Dichter den Visionen aus jener Welt zu geben wußte, die nichts weniger als eine Seltenheit waren und deren Mönche und Geistliche schon mehr als eine veröffentlicht hatten. Nicht so der Faust; er ist in seinem zweiten Theile, wenn wir einzelne glänzende Partien ausnehmen, wo Goethe's Dichterfeuer über den Muth Herr wird, das künstliche Produkt einer gelehrten, alexandrinischen Poesie, die mit der Phantastie und dem Glauben des Volkes nichts gemein hat und nur bei Denkern und Kritikern eine sympathische Aufnahme finden konnte.

Vielleicht ist die Aufgabe zu schwer, als daß sie von irgend einem Dichtergeiste, auch vom arößten, vollständig gelöst würde. Jedenfalls hatte Dante vor Goethe das voraus, daß er einen Gegenstand behandelte, der damals im Gebirge eines Jeden spukte, daß er Gerichte und Sagen, wunderbare Hoffnungen und Bilder des Entsetzens vorfand, denen er nur den richtigen Ausdruck zu geben brauchte, um sofort den Schrei hervorzurufen: Das ist's, der hat's getroffen! Dazu gehörte freilich ein eindringlicher, gewaltiger, natürlicher Styl, der sich nur in handgreiflichen, plastischen Formen bewegte. Dante beschreibt die Gegenstände, als ob er sie gesehen hätte, ja als ob er sie noch vor sich sähe. Er giebt uns, sagt Macaulay, die Gestalt, die Farbe, den Ton, den Geruch, den Geschmack; er nennt die Zahlen, er mißt die Größe. Das Geröll des Abgrundes, der vom sechsten in den siebenten Kreis der Hölle führt, gleicht dem Felsen, der südlich von Trient in die Etsch fällt. Der Katarakt des Phlegethon ist genau wie der Sturz der acqua Cheta beim Kloster St. Benedict, der Platz wo die Kehler in brennenden Gräbern einwärts gelassen waren, erinnert an den ungeheuren Kirchhof von Arles. In das Gehöste der Malebolge eingedrungen, ruft Dante: Da war ein solches Gewimmel, als ob alle Kranken aus den Hospitälern von Balbighiana, aus den toscanischen und sardinischen Sümpfen in einer Grube beisammen wären, und der Geruch, der aus derselben emporstieg, war wie der von moderndem Gebein! — Man sieht, seine Darstellung ist die eines Reisenden! Er hat selber die gequälten Seelen augfoll einen zweiten Tod anrufen hören, selbst die dunkle Inschrift am Portal gelesen, hinter welchem alle Hoffnung aufhört, er hat sein Antlitz beim Anblick der Sargone verborgen. Mit eigenen Händen hat er sich an der zottigen Platte Lucifers festgeklemmert, mit eigenen Füßen hat er den Berg der Buße erklettert, seine eigene Sitten ward vom Engel der Reinigung gekennzeichnet. Jedoch können wir Macaulay's Ansicht nicht mehr theilen, wenn er Milton's überirdischen Erscheinungen den

Vorzug vor denen des Florentiners giebt. Freilich malt der Engländer seine Engel mit Farben, die einer paradiesischen Atmosphäre entnommen sind; freilich umgiebt er seinen Satau und die bösen Geister mit einem geheimnißvollen Schrecken. Es ist aber doch wohl etwas übertrieben, wenn Macaulay meint, daß man die Dantischen Dämonen, wie Don Juan seinen Comthur, zu Gast bitten könnte; daß seine Engel nichts wären als gute Menschen mit Flügeln, seine Teufel nichts als grimmiqe, häßliche Schafschäfer, seine Verstorbenen nichts als lebende Wesen in sonderbaren Lagen; Farinata im flammenden Grabe erschiene ihm wie Farinata im Auto-da-fé. Beatrice, wenn sie Dante bei ihrem ersten Zusammentreffen auskühlt, gleich einer liebenswürdigen schmollenden Frau, und die ganze Scene hätte eben so gut auf einer Straße in Florenz, als auf dem Gipfel des Subbates statt haben können. Im 13. und 14. Jahrhundert dachte man sich die andere Welt ganz so materiell, fälschlich und banalgrüßlich, wie Dante sie darstellte; im 17. Jahrhundert freilich, wo die Menschen ungläubiger geworden waren, hätten solche Bilder ein relief lebhaften Anstoß gefunden; einer stumpf gewordenen Phantasie entsprächen unbestimmtere, vagere Formen und Gestalten. Dante's Figuren sind noch so anschaulich, wie die des griechischen Meschylus; Milton's sind es unendlich weniger. Die Dantischen können dargestellt, aufgeführt werden ganz so gut, wie die der griechischen Tragiker oder Komiker. Sah man doch im Theater von Athen nicht nur Prometheus und Hercules, nicht nur die Furien, sondern sogar Chöre von Wolken, Wespen, Frösche, Vögel auf treten. So hat sich auch der erste Theil des Faust häufig genug auf den Brettern gezeigt, und diese schwerste Probe, die nicht alle Dramen des deutschen Dichters mit gleichem Glücke ausstielten, ehrenvoll bestanden. Was aber den zweiten Theil anlangt, so zweifeln wir, ob seine Aufführung mit Wirkung und Verständnis für das Publikum je versucht worden. Von Entwicklung und „Antiquität“ kann in einem Drama nicht die Rede sein, das nur eine Reihe unzusammenhängender Scenen an uns vorüberführt. Die Personen entbehren aller Individualität; sie haben den Charakter ihrer Stellung, ihres metiers und keine andern. Die Kaiser, Känger, Herzmeister, Thürmer u. entbehren allen Inhalts. Sogar Faust und Mephisto fangen an, ihren festen, typischen Charakter zu verlieren, und zeigen mehr und mehr verschwimmende Gesichtszüge. Nun vollends die mythologischen Figuren in der Walpurgisnacht. Es sind Statuen, auf denen zu lesen ist, was sie vorstellen sollen, bloße poetische Etiquetten! Je suis Guilleau, pasteur de ce troupeau! Man sieht, der Dichter ringt vergebens darnach, lebendige Farben und Formen ins Reich der abstracten Idee einzubürgern, bis endlich sein bunter künstlicher Bau ballonartig den irdischen Anker verläßt und sich in den dünnen, alle Unterschiede verwischenden Aether eines etwas pantheistischen Himmels verliert.

V.

Die große Ungleichheit, die zwischen dem ersten und zweiten Theile des Goethe'schen Faust herrscht, wird man bei Daniel Stern nicht gewahrt, da der Autor lediglich beflissen ist, die Gedankenreihe und den Plan des deutschen Dichters in ihr rechtes Licht zu setzen. Wir dürfen ohne Uebertreibung behaupten, daß man diese kritische Beleuchtung der Faust-Allegorie viel ansprechender finden wird, als die poetische Darstellung im Original. Es ist nur zu verführerisch, die Meisterwerke der Vergangenheit durch Essayisten ersten Ranges kennen zu lernen, welche, nachdem sie die bittere Schale abgelöst, uns die Frucht in ihrer saftigen Süße zu kosten geben. Es ist schwer, die Litteratur-Kritik zu einem höheren Grade der Vollkommenheit zu bringen, als es Daniel Stern in diesem Buche zu thun vermocht hat. Der Autor hat nicht nur den Franzosen den unvergleichlichen Dienst geleistet, sie mit allen Tiefen des ersten italienischen und deutschen Dichters bekannt und vertraut zu machen — auch dem Deutschen muß es erwünscht sein, eine der bedeutendsten Schöpfungen des Vaterlandes glänzend anerkannt und dem Fremden angepriesen zu sehen. Ja, wer weiß, ob er nach Durchsiefung von Seiten, welche die reinste Begeisterung für das Wahre und Schöne athmen, und frei von der Pedanterie des in der Tageslitteratur sich breitmachenden kritischen Jargons den Schwung und die Meisterschaft eines großen Schriftstellers bekunden, mer weiß, ob dem Deutschen der Genius seines Lieblingsdichters, eingeführt von dem neuen Hierophanten, nicht näher, heller und klarer vor die Seele tritt, als es zuvor geschehen? Denn das ist die Macht des schönen französischen Styls: alle Sätze werden fest unter seinem Griffel, alle Hüllen müssen fallen, und ein greller Sonnenschein zeigt die Gegenstände in ihrer wahren, reizenden oder häßlichen Wirklichkeit. Nein, so sind Dante und Goethe noch nie von einem Fremden verstanden, so sind sie noch nie der fühlenden und denkenden Menschheit ans Herz gelegt worden. Wie Faust, hat Daniel Stern einen Dämon in seinem Dienste, der ihn in die versteckten Geheimnisse der Nachbarländer einweist, ihn in Italien zu einem Italiäner, in Deutschland zu einem Deutschen macht. Oder vielmehr, sein hoher Geist ist selbst mit dem Weltgeist im Bunde, erhaben über engberzige

National-Vorurtheile, die Manifestation jeder menschlichen Trefflichkeit anerkennend und bereit, ihr zu allgemeiner Anerkennung zu verhelfen.

Mehr noch als den reichen, blühenden und doch akademisch reinen Stil, der unserm Autor eignet, müssen wir den kunstvollen Rahmen bewundern, in den das Werk eingefaßt ist. Der Autor ist der poetische Glaubensgenosse Goethe's, dessen Wahlspruch war, edle Weine nur aus künstlich geschmigten griechischen Wechern zu schlürfen. Die Form der Schrift ist die dialogische, und zwar haben wir keine abstracte Wesen vor uns, kein A und B wie in dem Tractat des berühmten Geatikers Zeno, die wie verkörperte geharnischte Argumente aufeinanderstoßen. Nein, wir finden überall lebendige, reizende Unterhaltung, bald eindringlich beredt, bald gemüthlich und einschmeichelnd, und es hat die moderne Dichtung auch hier gezeigt, daß sie es verdient, nach Plato's großer Freundin genannt zu werden. Freilich sitzt sie als Priesterin auf dem Dreifuß, und spricht ihr Mund manch tiefsinniges Orakel, aber sie spricht es nicht für sich allein — sie hat es verstanden, sich mit einem Hof liebenswürdiger, geistreicher Menschen zu umgeben, die an ihren Lippen hängen und in deren Augen sie die Bewunderung liest, die ihr schönes Talent einflößt. Diejenigen, welchen es vergönnt war, hinter den Coulissen zu stehen, könnten uns vielleicht sagen, wen der Verf. mit dem ungläubigen satyrischen Marcel bezeichnen wollte, wen mit dem sinnigen Forscher Elie und wen mit der ersten, milden, großherzigen Biriane, einer Creatur von wunderbarem Reiz. Sie alle greifen ein in den Strom der Unterredung, der nach zahllosen Windungen und poetisch interessanten Abschweifungen zuletzt mit breiten, heißen Wellen dem Ocean zuströmt. Und der Ocean bildet wirklich den unendlichen Hintergrund zu dem im größten Stil angelegten Gemälde. Auf dem Grauitboden Armoric's, auf hohen Felsenriffen, den Urwald in Rücken, die dunkelnde Nacht für das weithin grün schimmernde atlantische Meer im Angesicht, erwägen die Eingeweihen jene höchsten Probleme, um welche „mit Grazie die Rednerlippe spielt“. Wahrlich, Dante und Goethe hätten sich kein schöneres Wiederjal gewünscht; und der Künstler, der ihre marmornen Standbilder so herrlich aufgerichtet, war sicher, von ihren Händen den griechischen, den unbergänglichen Kranz zu erhalten.

Ein letztes Wort, und dies sei unser dixi. Der seltene Verfasser dieses seltenen Werkes ist eine Frau. Wie die größten und besten ihres Geschlechtes ist sie für die Rechte und die Würde jener zweiten Hälfte der Menschheit eingetreten, die unsere fade Galanterie mit dem Beiwort der schönen bezeichnet, der aber unser Egoismus noch immer den ihr in der Gesellschaft gebührenden Rang vorenthalten möchte. Was uns anlangt, so sind wir überzeugt, daß die Sitten einen Sieg erröthen werden, den uns nur noch unsere mit Perrücken versehenen Solone streitig machen. Wir leben in einem Jahrhundert, wo Freiheit und Gerechtigkeit alle ihre Feste zu feiern bestimmt sind. Lassen wir uns nicht durch einige eccentriche Erscheinungen betören; wenn am nordamerikanischen Salzsee die Polygamie des barbarischen Orients wieder zur Geltung zu kommen scheint, so erschüttert dies ebenso wenig unsere Hoffnungen, als wenn wir von der Zielmännerei der Weiber in Tibet, bei den Eskimo's oder bei einigen afrikanischen Völkern hören. Behalten sich doch einst in Sparta mehre Brüder zuweilen mit einem einzigen Weibe. Solche Thaten beweisen nur, wie unmöglich es ist, das Verhältniß der Geschlechter zu einander von einem absoluten Standpunkt aus zu beurtheilen, oder nach einer einzigen Regel zu modeln. Die Philosophen bei den Alten sahen in der Ehe einen lästigen Zwang, der jede höhere Entwicklung und vor allem das Studium der Weisheit behindere. Deshalb ist die Gemeinschaft der Frauen, die Plato in seiner Republik zu predigen scheint, bei Leibe noch keine Promiscuität; eher darf man behaupten, daß nach einer idealen Gesetzgebung die persönliche Neigung höheren Staatsrückichten untergeordnet und aufgeopfert wurde. Das Wichtigste ist, daß Plato die öffentliche Erziehung auf die Frauen erstreckt wissen wollte; sie sollten an Musik und Gymnastik, an öffentlichen Gesellschaften, kurz an der Bildung, an den Pflichten, aber auch an den Rechten der Männer Theil nehmen. Und übereinstimmend mit der Ansicht, daß in der Bestimmung des männlichen und weiblichen Geschlechtes keine wesentliche Verschiedenheit obwalte, schrieb der Stoiker Kleantes ein eignes Wort darüber, daß die männliche und weibliche Vollkommenheit nur ein und dieselbe sei. Und in der That lehrt uns die Vernunft — so lauten Fr. v. Schlegel's eigene Worte — daß ein Staat, in welchem die Ordnung des Ganzen und die Freiheit der Bürger nur auf Kosten und mit der stillosen Unterdrückung der einen Hälfte des menschlichen Geschlechtes erreicht wird, sehr unvollkommen sei; und die Erfahrung lehrt, daß ein Staat, wo die öffentliche Erziehung nicht den ganzen Menschen umfaßt, nothwendig sehr bald entarten müsse. Wir sehen es deshalb gern, wenn heute die meisten Regierungen für Mädchenschulen zu sorgen anfangen; wenn die Begabteren des anderen Geschlechtes höhere Examina bestehen, die geistigeren Bahnen des unferen verfolgen, sich in Kunst und Litteratur, ja sogar in ernster Wissen-

schaft mehrfach und rühmlich hervortun. Ein Schritt weiter ist es, wenn jetzt Arbeiterinnen autorisirt werden, Abgesandte aus ihrer Mitte zu erwählen, die bei der Generalcommission der Ausstellung zu nuzieren haben, oder wenn ein amerikanischer Staat iüngst das öffentliche Stimmrecht nicht nur der dunkeln Bevölkerung, sondern auch der weiblichen zusprach. Wie weit man auf diesem Wege wird vorgehn können, das müssen Verhältnisse und Sitte der Zukunft entscheiden; und so darf man hoffen, daß die Zeit nicht mehr gar zu fern ist, wo das Gesetz den natürlichen Trieb freigeben und unter die Hut weiblicher Schaafe und Würde wird stellen können. Aber obwohl vom Standpunkt der Theorie aus ein einziges, das menschliche, Ideal männliche und weibliche Vollkommenheit unter sich begreift, so wird man doch in der Praxis die Demarcationslinie, welche die beiden Geschlechter trennt, nie ungestraft auslöschen können. Wenn es je dazu kommen sollte, daß bürgerliche, öffentliche Aemter zu gleichen Theilen von Frauen und Männern verwaltet würden, und daß die Sorge für die kleinen Kinder und den Anlauf auf dem Markt den Männern vorzugsweise (wie weiland am Nil) anheimfiele, es würden die Geschlechter alsbald nicht sowohl ihre Tugenden und Fähigkeiten, als vielmehr ihre Schwächen und Lafter miteinander austauschen. Das Leben würde alle Poesie und das Weib für uns jenen wunderbaren Reiz verlieren, den ihm das Halbdunkel seiner zurückgezogenen Existenz verleiht. Es wäre geschehen um die Herrschaft, die es über Männerherzen ausübt, und welche die beschreibende Jungfrau zu einer Königin macht. Solchen Verlust kann eine gehobener bürgerliche und politische Stellung unendlich ersetzen. Andererseits sehen wir in dem Zauber, mit dem uns das zartere Geschlecht fesselt, nicht gerade das Zeichen höherer Macht und einer wirklichen Ueberlegenheit. Eine Laura, eine Beatriz Portinari, eine Friederike und Willy mögen eigenthümlich sinnige, anmuthige, seelenvolle Geschöpfe gewesen sein. — Die Schilderung n, welche große Dichter von ihrem unwiderstehlichen Reize geben, sprechen doch hauptsächlich für den erregbaren Genius dieser Dichter selber. Hätte das Schicksal dieser Frauen nicht gewollt, daß sie einem Petrarca, einem Dante, einem Goethe auf ihrem Wege zur Unsterblichkeit und in den Blüthenjahren ihres Talentes begegneten, sie wären unwiderrufflich in's Meer der Vergessenheit zurückgesunken. Die electriche Kraft, mit der Frauen uns gegenüber ausgerüstet sind, die Weihe, welche sie

von ihren wohlgefüllten ehelichen und mütterlichen Pflichten erhalten, sichern denselben einen beständigen, wohlthätigen Einfluß auf die Gesellschaft, eine ehrenhafte Stellung und die Befriedigung aller herrlichen, süßen Triebe, die des Weibes Busen schwellen. Eine wirkliche Ueberlegenheit über die Männer haben sie damit noch nicht gewonnen, daß sie ihnen die fehlende Seite ihrer Existenz ersetzen, daß den Mann das Ewig-Weibliche an- und hianzigt. Die jedoch sind die wahren Herrscherinnen, vor denen sich jede Stirn beugt, welche nicht nur die mythische Krone höherer Weiblichkeit, sondern auch den Lorbeertrauz tragen, mit dem Aroklo seine liebsten Jünger schmückt. Es sind seltene, wunderbare Erscheinungen, die einen milden Glanz um sich verbreiten und unseren Geist staunen, indem sie oft unsere Herzen verwirren. In Zeiten aufwärts strebender Politik, freierer Bewegung, allgemeinerer Bildung begegnen wir ihnen häufiger, am häufigsten vielleicht auf französischem Boden, wo das gefellige Leben stets so anregend und die Berührung des Geschlechtes stets eine innigere war. Seit dem Ausbruch der Revolution wuchs ihre Zahl und ihr Einfluß. An der Scheide beider Jahrhunderte steht Frau v. Staël, durch Seelenstärke und Geistesmacht gleich ausgezeichnet, größer noch durch das, was sie anstrebte, als durch das, was ihr zu vollenden vergönnt war. Ihr Herz und weibliche Eitelkeit gaben ihr ihre Romane ein; ihr heller Verstand hieß sie in die Tiefen der Philosophie, der Kritik und der Politik eindringen. Sie umfaßte viel, weshalb sie Andern noch viel zu thun übrig ließ. Die große Donatone, von der sie Besitz zu nehmen versuchte, theilten sich zwei bedeutende Geister: George Sand, auf dem Gebiet der Novellistik und des Romans leicht nach Balzac das erste Talent des heutigen Frankreichs, und jene ernste, hohe Frau, der wir außer so manchen schönen Geistesblüthen eine Geschichte der Revolution von 1848, eine Geschichte Hollands und endlich das treffliche Buch verdanken, dem wir diese ausführliche Besprechung gewidmet haben. Und so schließen wir an jene lange und glänzende Reihe von Sternen, die seit Sappho's Tagen an den literarischen Horizont der europäischen Menschheit majestätisch heraufzogen, diesen letzten, the last, not least, den Daniel Stern.

Dijon, den 8. April 1867.

Louis Benloew,
Professor an der französischen Universität zu Dijon